

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Liberia

vom 7. Februar bis 20. März 2008

„Die Menschen hier sind wie das Meer, still wie eine Pfütze, und plötzlich schlagen sie hohe Wellen.“

Über die Vergangenheit in die Zukunft – Liberia und die Wahrheits- und Versöhnungskommission

Von Stefanie Duckstein

Liberia, vom 7. Februar bis 20. März 2008



Inhalt

1. Zur Person	142
2. Danksagung	142
3. Liberia aus dem Lot	142
4. Und gleichmütig schlägt das Meer an den Rand Monrovias.	144
5. Lachen Lachen Lachen Immer Immer Immer	146
6. „Die Freiheitsliebe führte uns hier her.“	147
7. No Fish, no town but Fishtown	148
8. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit	149
9. Whouw, Samuel K. Doe	152
10. Eine Wunde ist eine Wunde ist eine Wunde.	154
11. „Ich bin genau da, wo ich sein sollte.“	157
12. Eine Brücke, gebrochen	159
13. Blumen im Haar	161

1. Zur Person

Stefanie Duckstein, geboren im Spätsommer 1973, im Jahr der X. Weltfestspiele in Berlin/Ost, die man gern auch Woodstock des Ostens nannte, studierte Afrikawissenschaften und Publizistik. Sie lebt in Köln, arbeitet für die Deutsche Welle und manchmal auch für andere. In Afrika war sie schon oft, in dessen Westen dagegen noch nie. Auf der Suche nach Wahrheit und Versöhnung lernte sie von den Liberianern überdies eine für den Alltag recht nützliche Geste: In Zeiten größter Hitze und hoher Luftfeuchte streiche man mit dem Knöchel des Zeigefingers flink über die eigene Stirn, so dass ein kleiner Rinnsal in den Staub tropfe.

2. Danksagung

Mein allerherzlichster Dank gilt Quashi, dem Unermüdlichen; Meneke, die nahezu alles möglich machte; Esther mit ihrer erschütternden Offenheit; Mister Cooper für seine unglaubliche Gelassenheit; Steven für Detailanalysen vom Spielfeldrand; Tina und Christine für ihren hohen Unterhaltungswert. Zudem hätte sich ohne die logistische Unterstützung der Deutschen Welthungerhilfe – im Wortsinn – rein gar nichts bewegt. Ein großes Dankeschön daher an Bernd Schwenk. Ute Maria Kilian sei vor allem gedankt für ihre Zuversicht, die mitunter aufkommende Zweifel sofort ausräumte. Dank auch an die Heinz-Kühn-Stiftung, für den Luxus einer sechswöchigen Recherche.

3. Liberia aus dem Lot

Massa Washington treten kleine Schweißperlen auf die Stirn. Ein feuchter Film legt sich auf die Schläfen. Sie rollt mit den Augen. Bald ist nur noch das Weiß ihrer Augäpfel zu sehen. Sie gleitet vom Stuhl, ganz langsam, die anderen bemerken es kaum. Plötzlich eilt man ihr bestürzt zur Hilfe. Die Szenerie wird hektisch. Ein Psychologe wird gerufen. Massa Washington bebt, Tränen rollen ihre schmalen Wangen hinab. Man führt sie aus der Stadthalle, dem Centennial Pavillon, in einen kleinen, kahlen Raum. Ihr wird ein Glas Wasser gereicht. Man sieht Massa Washington noch den Kopf schütteln. Dann schließt sich hinter ihr eine graue Tür. Die Anhörungen der Wahrheits- und Versöhnungskommission werden für eine Stunde unterbrochen.

„Ich musste einfach weinen. Mir liefen die Tränen, ohne dass ich's hätte verhindern können“ sagt Massa Washington und schüttelt noch immer

den Kopf, als könne sie es nicht fassen. Nicht das, was in ihrem Land geschehen ist, sondern dass es sie noch jedes Mal so angeht. Wie Regen fallen ihre schmalen geflochtenen Zöpfe auf ihre Schultern und wippen bei jedem „nein“. Massa Washington schlägt mit der Handfläche auf den Holztisch. „Ich schäme mich gar nicht, das zuzugeben. Ich bin ja schließlich auch nur ein Mensch. Mitanzusehen, wie Menschen so sehr leiden, mitanzusehen, was sie alles durchgemacht haben. Manchmal verstehe ich's einfach nicht. Ich kann dann einfach nicht glauben, wie das alles geschehen konnte. Ich meine, ich weiß ja, dass es passiert ist. Wir alle haben das überlebt, wir stehen hier und können davon erzählen. Wir sind die glücklichen Überlebenden. Lebendig, nicht mal vergewaltigt. Aber wir sahen, wie Mädchen vergewaltigt wurden, wie Menschen umgebracht wurden. Eigentlich ist es wie in einem Horrorfilm, der irgendwie nicht aufhören will.“

Massa Washington ist vielleicht Anfang 40, Journalistin, Menschenrechtlerin, Frauenrechtlerin. Und sie ist Kommissionsmitglied der neunköpfigen Wahrheits- und Versöhnungskommission für Liberia. Wahrscheinlich, so vermutet sie, ist sie das erste Mitglied einer Wahrheitskommission, das je weinte während einer öffentlichen Anhörung. Was hinter den Kulissen passiert, sei ein anderes Kapitel, so Washington. „Da ist aber auch gar nichts, was Dich vorbereitet. Jede Geschichte erschüttert einen aufs Neue. Da spielt es gar keine Rolle, dass wir alle eine psychologische Beratung bekommen haben, verschiedene Workshops und Trainings besucht haben. Wir waren sogar in Südafrika um uns für all das hier vorzubereiten.“

Es ist spät geworden an diesem Abend. Nach den zwölf öffentlichen Zeugnisaussagen gab es noch vier weitere In-Camera-Hearings, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Massa Washington sinkt erschöpft in die Polster einer überdimensionalen Ledercouch. Ihre gelben Gummischuhe und der gelb karierte Zweiteiler reißen ein sonniges Loch in den dunklen Abendhimmel. „Da ist nichts, das Dich vorbereitet auf den Tag der Gegenüberstellung. Trotz all der Vorbereitung, in den wirklichen Moment geht man immer wieder neu. Und Du sitzt da, jeden Tag, hörst eine Geschichte nach der anderen, eine schlimmer als die andere. Und Du denkst, wann hört das endlich auf. Immer wieder kann ich's nicht fassen. Aber all das ist wirklich passiert. Manchmal vergisst man das. Du willst nur noch raus aus der Situation, die Zeugin umarmen und sagen ‚Alles ist o.k.‘. Und es war einer dieser Momente, wo ich nur noch weinen konnte. Da war dieses junge 24-jährige Mädchen. Sie war gerade mal sechs, da haben die Rebellen ihre Mutter getötet, in ihrer Gegenwart, an einem Kontrollposten. Sie haben die Mutter geköpft.“

In diesem Moment hält Massa Washington kurz inne, schaut mir mit einer gewissen Angriffslust herausfordernd in die Augen. Sie lässt den Blick nicht los, der sagen will, „Können Sie sich das vorstellen? Können Sie sich

vorstellen, wie jemand Ihre Mutter vor Ihren Augen tötet? Hören Sie mir zu? Schauen Sie mich an! Stellen Sie sich das vor!“ Wir schauen, keine will nachgeben. Ich biete an, wir könnten etwas trinken. Sie lächelt bitter und bestellt zwei Cola.

„Das einzige, woran sich das Mädchen noch erinnert, sind die roten T-Shirts der Rebellen, ihre blauen Jeans und an die roten Tücher, die sie um ihre Köpfe trugen. Daran erkannte man die Soldaten von Charles Taylor. Nachdem ihre Mutter getötet wurde, irrte dieses sechsjährige Mädchen also umher, vollkommen allein gelassen, und irgendein Fremder nahm sie mit zu sich nach Hause. Dieses bedauernswerte Geschöpf ist nie zur Schule gegangen. Irgendwann fand sie einen Freund, der ihr zwei Kinder bescherte und sie dann verließ. Heute ist sie 24 und kann nicht mal ihren Namen schreiben. Und mit dieser ganzen Last ihres Lebens kam sie zur TRC und rief uns entgegen ‚Schauen Sie mich doch an! Was ist aus mir geworden? Ich kann weder lesen noch schreiben, habe zwei Kinder, die ich nicht versorgen kann. Was soll ich tun?‘ Wie kann man da nicht weinen? Welches Recht hat jemand, ihr das Leben so zu verpfuschen? Wie kann jemand einem anderen Menschen so etwas antun?“

Fragen wie diese kreisen auch durch die Köpfe von Mary, Victoria und Hellen. Sie sorgen für den Glanz des Centennial Pavillon. Jeden Tag putzen sie dessen stumpfen Marmor blank, polieren die Holzgeländer für den verschwitzten Griff der Besucher, rücken die rot-weiß-blauen Wimpel zurecht. Die Stadthalle blitzt in den Farben der liberianischen Flagge. Viele liberianische Präsidenten sah der Centennial schon kommen und gehen. Auch die jetzige Frau im Staate, Ellen Johnson-Sirleaf, verrichtete hier ihr Tagwerk bevor sie vor einigen Monaten in das weit stattlichere Domizil am Ufer des Atlantiks zog.

Die ersten zwei Anhörungen hätte sie noch verfolgt, meint Mary, doch dann sei ihr die ganze Sache zu bunt geworden. Der Krieg sei jetzt fünf Jahre her, warum also alles noch mal aufrollen? Und überhaupt, dass die Täter von damals hier hinein spazieren, in ihren schicken Anzügen, mit Sonnenbrillen im Gesicht, ihre Aussage machen und dann wieder verschwinden, einfach so, ohne ein Gerichtsverfahren, das versteht Mary nicht. „Stell Dir vor, Du hättest einen Korb voller Tomaten, darunter einige faule, würdest Du sie drin lassen? Die müssen raus!“

4. Und gleichmütig schlägt das Meer an den Rand Monrovia.

Monrovia. Mit ganz viel Vorstellungskraft könnte man meinen, man befände sich in San Francisco. Das Meer schlägt gleichmütig an den Rand

der Hauptstadt. Das Meer ist nahe, egal wo man sich befindet. Auch Strand gibt es, weißen, geschmeidigen Sand, ab und an mit bunten Sonnenschirmen bestückt, unter denen versprengte Gäste ein kühles Monrovia Club Bier trinken.

Zwei Wasserarme drängen sich in das Innere der Stadt und vermitteln den Eindruck einer Lagune. Fächerpalmen säumen die Straßen, die in einem lustigen Auf und Ab die Stadt in Quadrate teilen. Man könnte Zikaden und Meeresrauschen hören, wäre da nicht der permanente Lärm der Generatoren. Die Generatoren liefern den Sound zur Stadt, denn sie sind es, die mit lauten Dieselmotoren das bisschen Strom erzeugen, Kühlschränke am Laufen halten, Klimaanlage antreiben oder bei Einbruch der Nacht versprengte Lichtinseln ins Dunkel tupfen.

Es dauert keinen Tag, und man sieht, die Stadt ist geschunden. Während des Krieges wurde nahezu die gesamte Infrastruktur zerstört. Noch immer gibt es keine zentrale Strom- oder Wasserversorgung. Der Asphalt reicht nur mehr für eine zentrale Flucht durch die Innenstadt, den Tubman Boulevard. Und selbst hier sind die Schlaglöcher so groß, dass Bäume in sie gesteckt werden, weil sonst Autos von ihnen verschluckt würden. So ragen blattlose Baumstümpfe mitten aus der Fahrbahn. Aber die Chinesen sind da. Gestern sah ich chinesische Instrukteure, die atemlose liberianische Straßenarbeiter dazu anhielten, den Asphalt auch richtig zu walzen. Haushohe Traktoren bereiten den Grund für einen ordentlichen Highway für eine vibrierende Hauptstadt. Die Liberianer lieben die Chinesen, sagt Winston, der Taxifahrer, weil sie Straßen, Gebäude und überhaupt so einiges auf die Beine stellen im Land. Bald könne er seine Kundschaft auf geschmeidigen Straßen in hohem Tempo durch die Stadt kutschieren, meint Winston, das sei gut fürs Geschäft und kurbele am Ende auch die Wirtschaft Liberias an. Das sei gut für alle, für ihn, für sein Land und auch für die Chinesen. Wir reihen uns ein in eine lange Schlange von wartenden Taxis an der Tankstelle. Der Benzinpreis sei so hoch wie schon lang nicht mehr, mosert Winston. Aber vielleicht könnten die Chinesen ja auch daran irgendetwas ändern.

Wie Skelette ragen zerbombte Hausruinen in den heißen Himmel. Das Hotel Ducor Interkontinental, einstmals das feinste Haus in ganz Westafrika, mit weitem Blick über ganz Monrovia inklusive Meer, ist heute eine 10-stöckige Wunde in der Stadt. Durch die glaslosen Fenster fegt der Wind, in den Zimmern schießt der Farn, die Decke hängt tief in den Raum. Nach dem Krieg bewohnten kurzfristig Flüchtlinge aus allen Ecken Liberias das, was von den 130 pastellfarbenen Zimmern noch übrig war. Doch auch sie sind verschwunden. Heute bewacht ein kleines Kommando von Soldaten der Vereinten Nationen aus Nigeria und Bangladesch mit Maschinengewehren den zerzausten Ort. Immerhin stehe auf dem Dach eine Mobilfunkan-

tenne vom lokalen Mobilfunkanbieter LoneStar, meint Tijani und schiebt sein UN-blaues Basecap aus der Stirn. Auf seiner Tarnuniform prangt ein Aufnäher NIGERIA ARMY. Über der Schulter das Maschinengewehr, an der Hüfte einen Stock, der ihm wie ein Säbel am Gürtel schaukelt. Wann er das letzte Mal eine seiner Waffen einsetzen musste? „Oh, das ist schon lange her“, grinst Tijani und schnalzt mit der Zunge. „Aber es ist gut, sie dabei zu haben.“ Der liberianischen Polizei habe man ja alle Waffen abgenommen. Die müssten sich im Ernstfall mit Pfefferspray und Schlagstöcken verteidigen. „Was ist denn der Ernstfall?“ „Nun ja, in den Strassen rottet sich schnell ein Mob zusammen, die schreien sich dann an und werden auch schon mal handgreiflich. Da genügt ein Funke und das Feuer springt über. Bei der kleinsten Auseinandersetzung gehen die gleich an die Decke.“ Die Situation sei eben noch ganz schön angespannt, meint Tijani. „Ist ja auch verständlich, bei all dem, was die hier durchgemacht haben.“

5. Lachen Lachen Lachen Immer Immer Immer

Esther heißt nicht Esther. Sie bittet mich, ihren Namen zu ändern, möchte sich einen aussuchen, überlegt kurz und entscheidet sich für Esther. „Esther“ sei nah an Ellen, und Ellen hieße die Präsidentin, und die Präsidentin schätzt Esther sehr. Esther zieht an ihrem Strohalm, kleine Schlucke von Limonade schießen in ihren Mund. Wir sitzen im Golden Beach, einer Strandbar mit bunten Sonnenschirmen. Ein Sicherheitsbeamter in blauer Uniform und mit Schlagstock umkreist ab und an die Tische. Aus der Ferne fliegen Fetzen des Sommersongs herüber: „Your Love is wicked“. Esther ist 21 und wippt leicht mit dem Fuß im Takt, ihre Flip Flops machen ein flappendes Geräusch. „We have no love in this country. We have no love“, meint Esther. Das ist erstaunlich aus ihrem Munde zu vernehmen, denn: Esther ist Love. Ihr Gesicht ähnelt einem im Wind schwankenden Kornfeld, ihr Lachen klingt wie ein Wasserfall. Esthers Tante sagt, sie solle lachen lachen lachen immer immer immer. Denn: sie habe keine Wahl. Schlimmer als das, was sie bereits erlebt habe, könne es nicht kommen. Esther war 8, das ist jetzt 13 Jahre her, lebte in Vojnjama, weit im Norden Liberias, da hörten sie und ihre Geschwister die Schüsse der Rebellen. Oder waren es die Soldaten Charles Taylors? Sie weiß es nicht genau. Die nächsten Dinge wird Esther ganz schnell erzählen, ohne Pause, ohne Blick. Ihre Zehen graben sich in den warmen Sand, sie schaut aufs Meer. Sie wollten fliehen, Esther, ihre Mutter, ihre jüngere Schwester und der kleine Bruder. Der Vater versteckte sich im Wald. Die Männer waren Ware in dem Krieg, Material, Kriegsmaterial. Sie fliehen also aus Vojnjama, werden keine 10

Minuten außerhalb der Stadt von Wachposten abgefangen. Die Männer vergehen sich an der Mutter. Andere Soldaten kommen hinzu, spaßen, was mit den Frauen zu tun sei, provozieren sich gegenseitig, eine Machete wird geschwungen, die Mutter verliert den Kopf. Esther verliert das Bewusstsein. Als sie aufwacht, findet sie sich in den Armen ihrer Geschwister im Wald. Sie trinken Wasser aus brackigen Quellen, essen Wurzeln, manchmal fängt der Bruder ein kleines Tier, sie ducken sich unter Laub oder Brücken. Das geht so über Wochen. Esther will sich nicht genau erinnern. Nach unzähligen Tagesmärschen gelangen sie zum Dorf der Tante. Esther spricht nicht mehr. Für Monate.

Heute studiert Esther an der Universität von Monrovia. Sie bekommt ein kleines Stipendium, am Nachmittag arbeitet sie bei einer NGO. Von dem Lohn bezahlt sie die Schulgebühren für den Bruder und die Schwester. Esther zaubert das Lächeln auf ihr Gesicht und sagt: Nein, auf keinen Fall, zur Wahrheitskommission gehe sie nicht. Was solle das denn bringen? Keiner solle ihre Geschichte erfahren, nicht ihre Arbeitskollegen und schon gar nicht die Öffentlichkeit. Sie sehe schon diese mitleidigen Mienen oder gar die Verachtung. Nein. Esther streckt die Arme von sich, spreizt ihre Finger mit lackierten Nägeln, die kleinen Strasssteine in den Halbmonden funkeln in der Abendsonne. Esther will tanzen. Wir bezahlen und gehen.

6. „Die Freiheitsliebe führte uns hier her.“

Auf dem Staatswappen Liberias segelt ein Dreimaster mit schlohweißen, gehissten Segeln dem Ufer entgegen. Eine strahlende Sonne erhebt sich aus dem Meer. Eine weiße Taube überbringt die Botschaft des Friedens. Unter dem Schatten einer Palme warten Schaufel und Pflug. Über Palme, Segelschiff und Taube prangt er, der Wahlspruch aller Liberianer: „The love of liberty brought us here“ – Die Freiheitsliebe also. Daniel Teah tippt mit dem Finger auf das Wappen an seinem Oberarm, dort wo die dunkelblaue Uniform am meisten spannt, über seinem Bizeps. „Damit wir nie vergessen, wo wir herkommen“, sagt Daniel beschwörend. „Das Wappen erinnert uns an die Entstehungsgeschichte Liberias. Wir haben ja eine enge Beziehung zu den Vereinigten Staaten von Amerika.“ Und Daniel schaut in die Ferne, hinweg über die staubige Straße, über das Tal, weit in die Vergangenheit.

Im Jahr 1816 entschied sich auf der anderen Seite des Ozeans der US-Kongress zur Rückführung befreiter Sklaven nach Afrika. Keine fünf Jahre später kaufte die American Colonisation Society ein Stück Land an der westafrikanischen Küste. Sie gründeten die Stadt Monrovia, benannt nach James Monroe, dem damaligen Präsidenten der USA. Dieses Stück Land

wurde zuvor bewohnt von den Mandingo, den Gio, Mano und Krahn und 1841 von der US-Regierung mit einer Verfassung nach US-amerikanischem Vorbild beschenkt, ohne dass die Mandingo, die Gio, Mano und Krahn je danach gefragt hätten. 1847 erklärte der erste liberianische Kongress seine Unabhängigkeit – mit dem Segen der US-Regierung. Die politische Macht teilten sich die aus den USA eingewanderten befreiten Sklaven, etwa fünfzigtausend „Amerikoliberianer“, die das Land die nächsten hundertdreißig Jahre lang beherrschen sollten.

Daniel Teah kennt die Geschichte gut. Er ist Polizist. Die Polizeischule hat er vor acht Wochen abgeschlossen. Nun steht er, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, am Eingang der Stadthalle von Fishtown, River Gee County, am südöstlichsten Zipfel Liberias. Er sorgt für Recht und Ordnung, sagt Daniel, das sei bitter nötig, setzt er nach, nach so vielen Jahren Unrecht und Unordnung. Es ist der erste Tag der öffentlichen Anhörungen der Wahrheits- und Versöhnungskommission in Fishtown. Die Stadthalle, ein noch leerer Raum, kahl gar, mit Bänken aus sprödem Holz, der Wind fegt durch die Fenster ohne Scheiben. Die Truth and Reconciliation Commission (TRC) und das Lokale Radio haben eingeladen mit den Worten: „Liberians, come and tell your story. Confront our difficult past for a better future.“ Und die Liberianer kommen. Aus ganz River Gee werden sie anreisen, auf Mopeds, auf Fahrrädern, zu Fuß.

7. No Fish, no town but Fishtown

„In Fishtown werden Sie nichts finden. Nicht einmal Fisch“ pflegen die Liberianer zu sagen, selbst die aus Fishtown. Das stimmt nicht ganz. Es gibt Trockenfisch, in kleinen Pyramiden gestapelt auf provisorischen Marktständen. Den Fisch tragen die Frauen die gut 80 Kilometer von der Küste bis hier her. Darüber hinaus hat die Provinzhauptstadt im äußersten Winkel des Dschungels eine Hauptstraße aus Schotter, eine bestuhlte Stadthalle, vielleicht zehn kleine Shops, in denen man Club-Bier, Coca Cola, Reis und selbst Alleskleber findet. Fishtown hat auch einen alles überragenden Mobilfunkturner der staatlichen Telefongesellschaft LoneStar. Leider hat Fishtown keinen Strom, kein fließend Wasser und keine Arbeit. Etwa 5.000 Menschen leben hier. Unter ihnen 60 äthiopische UN-Soldaten, die Blauhelme geputzt, die Maschinengewehre geschultert. Die Männer in Fishtown leben vom Jagen und überleben mit Palmwein, die Frauen versuchen der Wildnis ein wenig fruchtbares Land abzutrotzen und bauen Tomaten oder Auberginen an. Die Deutsche Welthungerhilfe versucht den Einwohnern das verschütt gegangene Wissen über den Reisanbau zu vermitteln. Reis –

das Leib- und Magengericht der Liberianer. Auch baut die Welthungerhilfe Schulen und Brunnen und Straßen. Mit Macheten schlagen barfußige Frauen und Männer Schneisen in den dichten Urwald, um Fishtown mit dem Rest des Landes zu verbinden. Chinesische Bauarbeiter steuern haushohe Walzen über die freigelegten Wege, in der Hoffnung, dass diese auch die Regenzeit überdauern.

8. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit

Es ist 9 Uhr morgens in Fishtown, und Martha J. Watkins kocht Reis und Bohnen. Martha kocht gern, seit gut zwei Jahren auch für die Mitarbeiter einer lokalen Entwicklungsorganisation. Manchmal Maniok, oft Süßkartoffeln, aber immer Reis. Sie ist ein wenig fahrig an diesem Morgen, doch nicht bemerkenswert anders als sonst. Sie verschüttet versehentlich etwas Wasser auf dem Boden, wischt es auf, verschüttet wieder Wasser, wischt es auf. Sie schüttelt mit dem Kopf.

Ein blau gepunktetes Tuch hat sie sich kunstvoll um den Kopf geschlungen, „so wie unsere Präsidentin Ma Ellen“, sagt Martha und lächelt. Ihr Kleid hat übergroße Puffärmel, die ihr wie Flügelchen aus den Schultern wachsen. Eigentlich sei sie Schneiderin, meint Martha. Doch nun, da die Hilfsprogramme für kriegstraumatisierte Frauen in Liberia vor allem Schneiderinnen ausbilden, gebe es zu viele Kleider auf dem Markt, und kaum jemanden, der sie sich leisten könne. So näht Martha vor allem für sich selbst. Martha ist 46. Sie trägt ihr Handy an einer dünnen Kordel um den Hals. Es klingelt oft an diesem Morgen. Plötzlich legt sie die Schürze ab, klemmt ihre kleine braune zerschlissene Handtasche unter den Arm und verabschiedet sich mit den Worten, das Essen für den Tag sei zubereitet. Wir nicken uns lächelnd zu.

Keine Stunde später in der Stadthalle von Fishtown, River Gee County, Liberia. Schnell füllt sich der Raum. Ganz vorn nehmen die Dorfältesten platz, dahinter links die Frauen, rechts die Männer, Mütter mit schlafenden Kindern auf dem Rücken, Männer in zerschlissenen Anzügen, Männer in neuen Anzügen mit Sonnenbrille auf der Stirn. Die Bestuhlung scheint nicht zu reichen, so rückt man etwas dichter zusammen. Eine gespannte Aufregung erfüllt den Saal. Geduldig folgen die Kommissionsmitglieder dem Geschehen. Die Stimme des Protokollanten hallt blechern durch die Lautsprecher und ruft den nächsten Zeugen in den Zeugenstand: Witness Martha J. Watkins. Martha, die Handtasche unter der Achsel, das Handy um den Hals, wird an einen kleinen Tisch am rechten Flügel geführt. Sie reckt den rechten Arm in die Höhe, die linke Hand liegt auf der Bibel. „Ich, Martha J. Watkins, schwöre die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit und nichts

als die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe.“ „Wie geht es Ihnen?“ fragt der Kommissionspräsident. Martha zögert ein wenig. „Mir geht es gut.“ Man bietet ihr an, sich zu setzen, nein, Martha möchte stehen, mit dem Mikrofon in der Hand.

„Ich möchte Ihnen danken, Martha, dass Sie den Mut gefunden haben, hier vor uns zu sprechen. Wieviele Kinder haben Sie, Martha?“

„Ich habe neun Kinder.“

Martha bedankt sich hastig, hier und heute, der Kommission und allen Einwohnern von Fishtown und Umgebung ihre Geschichte erzählen zu dürfen. Ihr Blick sucht halt. An irgendetwas bleibt er hängen. Vielleicht an einem Plastikstuhl mit der Prägung „God bless you“. Das scheint ihr zu genügen. Sie spricht gegen einen Gegenstand. Sie spricht nicht ins Publikum. Nicht zu den Kommissionsmitgliedern. Sie spricht gegen sich selbst. Martha setzt an und wird die nächsten 56 Minuten nicht mehr aufhören zu sprechen. Martha erzählt vom Krieg, von ihrem Krieg in Fishtown.

Im April des Jahres 2003, der Krieg war in seinem 14. Jahr und eigentlich fast vorüber, da zwangen sie Marthas Ehemann aus dem Haus. Er solle eine Armee aufbauen zur Unterstützung der Soldaten des Präsidenten Charles Taylor. Richard Watkins weigerte sich. So war die Sache klar für Taylors Anhänger: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Sie verschleppten Richard Watkins, erst ins städtische Gefängnis, dann in den Busch. Martha ist zu dem Zeitpunkt im neunten Monat schwanger. Sie fleht um die Freilassung ihres Mannes, erst auf Knien, dann mit Geld. Ohne Erfolg.

Martha Watkins Ehemann starb an einem Nachmittag im April 2003. Man tötete ihn gemeinsam mit 368 anderen. Einigen wurden vorher Nägel durch Beine und Handflächen getrieben. Als sie davon spricht, überschlägt sich Marthas Stimme. Sie ringt nach Worten, ihrer Verachtung Ausdruck zu verleihen – und findet doch keine. Die Kommission zwingt sie nicht. Die Kommission sucht zu trösten.

Kommissionsmitglied John H.T. Stewart: „Frau Watkins, es tut uns sehr leid, was Sie durchgemacht haben. Sie sind eine sehr mutige Frau. Jede einzelne Geschichte trägt bei zu dem Puzzle aus Schmerz und Leid, gibt uns ein weiteres kleines Puzzleteil zu einem großen Ganzen. Nie wieder dürfen wir zu den Waffen greifen, um unsere Probleme zu lösen. Denn Waffen lösen keine Probleme, sie hinterlassen nur noch mehr Unheil.“

Martha kennt einen der Täter. Sie wohnen nicht weit voneinander entfernt. Manchmal begegnen sie sich auf der Straße. Sie grüßen sich.

Kommissionsmitglied John H.T. Stewart: „Was ist mit diesem Zico, wohnt er noch in der Gegend hier?“

Zeugin Martha Watkins: „Ja, er lebt hier in Fishtown.“

Stewart: „Sehen Sie ihn ab und an?“

Watkins: „Ja.“

Stewart: „Sprechen Sie miteinander?“

Watkins: „Wenn wir uns begegnen sage ich nur kurz Hallo und manchmal erwidert er auch ein Hallo. Ich kann antworten wenn er mich anspricht. In dieser Welt können wir vergeben, aber vergessen können wir nicht. Auch ich habe ihm in meinem Herzen vergeben, aber vergessen werde ich ihm das nie.“

Weitere Namen fallen in der Erzählung Marthas. Dan Morrias, General Sumo, Washington Moore. Ein Raunen geht durch den Zuschauerraum. Washington Moore? Bis eben saß er noch hier, irgendwo in den letzten Reihen, ein vierunddreißigjähriger schlanker Mann, in weiten Jeans und Puff-Daddy-T-Shirt, die Sonnenbrille tief im Gesicht. Der Vorsitzende der TRC, Jerome Verdier, fährt mit sonorer Stimme in das Gemurmel und bittet um Ruhe. Er ruft mit eindringlichen Worten allen Anwesenden den Auftrag der TRC ins Gedächtnis. Die Wahrheitskommission setze nicht nur auf Wahrheit, sondern vor allem auf Versöhnung zwischen Tätern und Opfern. Verdier ruft in die Weite des Raumes, Washington Moore möge kommen, sich über das Sprechen zu befreien von der Last, die auf seinen Schultern ruhe, Moore solle sich versöhnen mit Martha. Verdier erhebt sich und richtet sich an Martha: „Dieser ganze Prozess ist für Menschen, die gelitten haben. Und Sie, Martha, sind Teil davon. Es ist unsere Pflicht, den Frieden zurück in dieses Land zu holen und auch ihn zu halten. Was Sie uns erzählt haben, Martha, ist sehr wichtig. Damit wir erkennen, wie schlecht die Menschen in unserem Land gehandelt haben. Ich kann im Namen der Kommission sprechen, wenn ich sage, es tut uns leid, was Ihnen geschehen ist. Wir möchten Sie ermutigen, weiterhin so stark zu sein, wie Sie es gewesen sind. Sie haben heute Geschichte geschrieben.“

Am nächsten Morgen erscheint Washington Moore vor der Wahrheits- und Versöhnungskommission, gleich als erster Zeuge. Viele der Vorwürfe streitet er ab. Ein kleines Rädchen sei er gewesen, im großen Getriebe. Martha sitzt im Publikum, folgt stoisch seinem Vortrag und schweigt.

Später am Abend, Martha steht in der Küche und drapiert den Reis auf bunte Plastikteller und sagt: „Nein, grundsätzlich hat sich in meinem Leben nichts geändert. Doch nun, da ich öffentlich und vor aller Augen meine Aussage gemacht habe, da fühle ich mich befreit, auf irgendeine Art erleichtert.“

Von draußen dringen Jubel und Applaus in die kleine Küche. Jungs in blauen und weißen Trikots rennen über Staub. In der Dämmerung gewinnt gerade die örtliche Fußball-Schülermannschaft gegen das Nachbardorf. Neben den Anhörungen die zweite Attraktion in dieser Woche. Die Männer am Spielfeldrand prostern sich zu mit Royal Club Bier. Die Frauen auch.

Man streicht Kindern über den Kopf, gratuliert den erschöpften Spielern, man lacht.

9. Whouw, Samuel K. Doe

Von Fishtown bis nach Zwedru, der nächsten Provinzhauptstadt, in der die Wahrheits- und Versöhnungskommission halt macht, sind es gut 100 km Luftlinie Richtung Nord-Westen. In der vergangenen Nacht hat es geregnet, eine Fahrt mit dem Auto über schlammige Schotterpisten scheint nunmehr schier unmöglich. Wir nehmen den Hubschrauber der Vereinten Nationen. Während sich der Helikopter in die Höhe schraubt, ducken sich die zurückgelassenen Blauhelme ins kniehohe Gras. Die Rotorblätter schneiden in die Stille, in die Hitze. Staub wirbelt auf, Kinder rennen, lachen, winken. Ein Ritual in Fishtown zwei Mal in der Woche. Die UN wechseln ihr Personal, transportieren Trinkwasser und Proviant. Der Helikopter braucht für die Strecke nach Zwedru eine knappe halbe Stunde. Wir lassen Fishtown hinter uns und fliegen hinweg über dichten Urwald gen Norden nach Zwedru, Grand Gedeh, Liberia.

Zwedru ist die Heimatstadt von Samuel K. Doe, einem der unzähligen Präsidenten und Kriegsherren Liberias. Das Militär putschte ihn, den Hauptfeldwebel, 1980 an die Macht. Zehn Jahre später wird Samuel K. Doe sowohl die Macht verlieren, als auch seine zwei Ohren und sein Leben als Resultat eines Verhörs, bei dem er bis zum Tode gefoltert wurde. In den Jahren seiner Militärherrschaft fand Samuel K. Doe Zeit für diverse Massaker an der Zivilbevölkerung, den Bau einer vierspurigen, laternenbeleuchteten Straße durch Zwedru City und den Bau eines beachtlichen Eigenheims, dem Samuel-K.-Doe-Palace. Der Palast des ehemaligen Präsidenten war eine von italienischen Architekten entworfene dreistöckige Tropfsteinhöhle. Zimmerspringbrunnen, pastellfarbene geflieste Badezimmer, Wendeltreppen mit handgeschmiedeten Geländern – Doe hatte Sinn und Kapital für das Außergewöhnliche. Durch die sandsteinfarbene Ruine fegen heute der Wind, die Schwalben, Tipothee und seine Bande. Tipothee ist 15. Er hüpfte über die stumpfen Kacheln des wasserleeren Swimmingpools. Vom roten auf die weißen Streifen, bis hin zum Stern, den Pool zierte die Flagge Liberias. „K. Doe“ meint Tipothee „Whouw, er war der Präsident von Liberia. Er war gar nicht so schlecht. Whouw.“ Tipothee rappt beim Sprechen mit der rechten Hand. Jeden Tag käme er mit seinen Freunden hier her. Sie toben im von Unkraut überwucherten Swimmingpool, streichen durch die labyrinthischen Gänge, Kammern, ehemaligen Badezimmer. Die tropfsteinhöhlenartige Eingangshalle mit Springbrunnen sei von den Italie-

nern eigens für ihn entworfen worden, sagen die Leute, der massive Treisen aus Teakholz käme aus dem Kongo. An den Wänden Kritzeleien finsterer Männergesichter; Graffiti: GOD BLESS LIBERIA, THE WAR MAKE DOE DO BAD, MORRIS WAS HERE, PEACE IS POWER. Man sagt, ein unterirdischer Fluchtweg würde bis in den entlegenen Busch führen. Einmal, so Tipothey, hätten sie sich in den Keller getraut, allein mit dem flackernden Licht von Streichhölzern. Einen Schädel hätten sie gefunden. Da seien sie ganz schnell wieder zurück gerannt und seitdem nie wieder hinunter in den Keller gegangen.

Samuel K. Doe hat noch viele Anhänger in Liberia. Insgeheim verehren sie ihn als denjenigen, der die Vormachtstellung der Eingewanderten, den Amerikoliberianern, brach und das Land den Einheimischen, den „echten Liberianern“ zurück gab. Das sagt man nicht offen, nur hinter vorgehaltener Hand, denn mit Doe brach auch das Zeitalter einer brutalen Militärdiktatur an. Politische Gegner wurden umgebracht, verschleppt oder ins Gefängnis geworfen. Zehn Jahre nach seiner Machtergreifung, im Jahr 1989, begann eine Rebellenbewegung unter Führung von Charles Taylor einen Guerillakrieg gegen Doe. 14 Jahre lang herrschte Bürgerkrieg, bis 2003 ein Waffenstillstand ausgehandelt wurde und Präsident Charles Taylor ins nigerianische Exil floh.

Heute, im Jahr 2008, versucht nun die Wahrheits- und Versöhnungskommission Liberias den Verbrechen der Jahre 1979 bis 2003 zu begegnen; zu dokumentieren, was geschehen ist, Opfer zu benennen – und schließlich vielleicht auch Täter. 24 Jahre Massaker, Massenhinrichtungen, sexueller Missbrauch, Wirtschaftsverbrechen. Die Bilanz in Zahlen: geschätzte 250.000 Tote, 1 Million Binnenflüchtlinge, über 1 Million Liberianer verließen das Land nach Guinea, in die Elfenbeinküste oder gar bis nach Ghana, manche schafften es bis in die Vereinigten Staaten von Amerika. Jede dritte Frau sei während des Krieges vergewaltigt worden. Über 200.000 Kämpfer seien unter 18 Jahre gewesen.

Mit den Worten: „Erzähl Deine Geschichte und erleichtere Dein Herz! Hilf, das Land wieder zusammenzufügen!“ wirbt die Kommission für ihr Anliegen. Die neun Kommissionsmitglieder ziehen in einem Kleinbus von County zu County, von Provinz zu Provinz, einmal quer durchs ganze Land, von Nord nach Süd, von Ost nach West. Freiwillige haben im Jahr zuvor bis zu 20.000 Zeugenaussagen eingeholt. 16.000 Formblätter mit Fragen und Antworten zum Krieg in Liberia, die nunmehr in kniehohen Stapeln auf den Schreibtischen des Büros der Kommission in Monrovia in Datenbanken eingepflegt werden um sie auswertbar, will heißen vergleichbar mit anderen Kriegen zu machen. Der Vorsitzende Jerome Verdier, Massa Washington und die anderen Kommissionsmitglieder haben in nächtelangen Diskussio-

nen 5.000 „repräsentative“ Fälle ausgewählt, die nun ganz Liberia anhören kann – und soll.

10. Eine Wunde ist eine Wunde ist eine Wunde.

Jerome Verdier sitzt im Halbdunkel eines kargen Hotelzimmers am Rand Zwedrus. Muna's Palace, Zimmer Nummer Eins, draußen schlägt der Regen an die Fensterscheibe. Verdier, 40 Jahre alt, in Jeans und schwarz-grau geringeltem T-Shirt jongliert mit zwei Telefonen. Ununterbrochen gilt es Dinge zu organisieren, Fragen zu stellen, Fragen zu beantworten. Er entschuldigt sich für die Unterbrechung.

Verdier presst Daumen und Zeigefinger gegen die Nasenflügel und versucht sich zu sammeln. Es war ein langer Tag, 8 Stunden öffentliche Anhörungen, im Anschluss in-camera-hearings, dann ein Interview mit dem örtlichen Radio. „Ich bin beeindruckt davon, dass die Liberianer den ganzen TRC-Prozess verstanden haben und ihn auch unterstützen. Sie kommen in die Öffentlichkeit und teilen ihre schrecklichen Erlebnisse.“

Eine Schachtel Cornflakes XXL, ein Kofferradio, verstreute Zettel mit Notizen, Jerome Verdier, der Vorsitzende der Wahrheits- und Versöhnungskommission von Liberia lebt wie die anderen Kommissionsmitglieder die letzten und die nächsten Monate eher bescheiden. Die nervliche Belastung ist ihnen anzusehen. Auf ihnen ruhen die Augen der Weltöffentlichkeit in diesen Tagen. Vor allem von Seiten der Liberianer schlägt ihnen immer wieder Kritik entgegen. Fünf Jahre nach Beendigung des Krieges erholt sich das Land nur schwer von den Altlasten der vergangenen Jahrzehnte. Die meisten würden am liebsten alles hinter sich lassen und von vorn beginnen, nach vorn schauen, ihre Kinder zur Schule schicken, einer festen Arbeit nachgehen – leben eben. Ihr Vorwurf an die Kommission: sie würde alte Wunden wieder aufreißen. Verdier nickt wissend, schaut ins Leere und lässt sich Zeit für die Antwort. „Eine alte Wunde ist noch immer eine Wunde und Quelle größerer Qualen in der Zukunft. Wenn wir uns jetzt der Sache annehmen, ist es zwar schmerzhaft zu Beginn, aber schließlich, davon bin ich überzeugt, werden wir die Wunden heilen. Wir werden Empfehlungen aussprechen für Strafverfolgung, für Amnestierung und Entschädigung.“ Verdier scheint zufrieden mit seiner Antwort und wird energischer. „Die Vereinten Nationen schätzen die Zahl der Straftäter auf 100.000. Also wann beginnen wir damit, die Verbrechen zu benennen? Oder sollen wir einfach behaupten, es wäre nie geschehen und weitermachen wie bisher, so dass die Straflosigkeit weiter andauert? Wir können aber auch eine Methode finden, die langsam in das Bewusstsein der Liberianer dringt. Was wir jetzt tun, wird sich in der Zukunft lohnen.“

Jerome Verdiers Familie floh gleich zu Beginn des Krieges, er selbst blieb all die Jahre über im Land, in seiner Heimat, wie er sagt. „Ich wollte einfach sehen, was hier passiert.“ Und obwohl er sah, was alles geschah, ist er heute noch immer überrascht. „Bei jeder Nachfrage stellen sich die schlimmsten Dinge heraus. Haben sie Frauen vergewaltigt? Ja, viele. Haben sie Männer umgebracht? Ja, viele von ihnen. Haben sie Kinder getötet? Ja, sehr viele. Und Menschen in unserem Land haben Dinge getan, die wir uns nie hätten vorstellen können.“

Verdier studierte an der Universität von Liberia Recht und Wirtschaft, engagierte sich in den vergangenen Jahren in verschiedenen Menschenrechtsgruppen, ist heute Anwalt. Unter den Kommissionsmitgliedern ist Verdier der Seelsorger, der Tröster. Seine Worte sind Balsam für die Psyche der Zeugen. Seine Stimme taucht auch die schlimmsten Fragen in einen sonoren Mantel aus Bass. Für jeden findet er Worte der Linderung, der Anerkennung. „Es war nicht Ihr Fehler. Sie sind kein schlechter Mensch. Die anderen haben schlechtes getan.“ Und die Täter? Wie begegnet er den Tätern? Warum überhaupt sollten sie sich dem aussetzen?

„Es ist in der Tat eine ganz persönliche Entscheidung. Es hat zu tun mit den eigenen Überzeugungen, mit dem Maß an Selbstbewusstsein und Verantwortungsgefühl. Es geht um nicht weniger als die Erneuerung unseres Landes.“

Verdier streicht sich mit der flachen Hand über den geschorenen Schädel, setzt an, etwas zu sagen und hält inne. Er hadert. „Wirklich, eine Menge an Dingen hätten in diesem Land nie passieren dürfen.“ Nicht immer sei es für ihn leicht, die Fassung zu wahren. Da gab es zum Beispiel diesen Moment gleich zu Beginn der ersten Anhörungen in Monrovia. Der Saal war brechend voll, sie mussten Stühle aus dem Nachbarcafe in die Stadthalle bringen, damit alle Platz fanden. Die Kommission bat in den Zeugenstand Milton Blahyi, ehemaliger Rebellen-General, auch genannt „General Butt Naked“, da er meist nackt in die Schlacht zog. Blahyi gab zu, seine Truppen hätten insgesamt etwa 20.000 Menschen getötet. Sie kämpften gegen die Milizen von Ex-Diktator Charles Taylor, opferten Kinder vor jeder Schlacht und aßen deren Herzen, um sich die Gunst der Götter für den Sieg zu sichern. Auf die Frage, wie er hätte so etwas tun können, gab Blahyi zu Protokoll, er sei von einem Dämon besessen gewesen. Heute ist der 37-Jährige zum christlichen Priester konvertiert. Er habe lange nach einer Möglichkeit gesucht, seine Geschichte zu erzählen, jetzt fühle er sich erleichtert, sagte Blahyi. An der Stelle habe Verdier, Präsident der Kommission, kurz geschluckt. „Es ist wirklich schwer zu verstehen, warum wir so lange gekämpft und all das zugelassen haben. Viele bedauern, was sie getan haben. Sie brauchen eine Möglichkeit, das auszusprechen, sich wenigstens ein wenig zu befreien. Auch um wieder von anderen akzeptiert zu werden. Denn

wir sind eine Gesellschaft, die auf Konsens und Versöhnung aus ist. Sobald Menschen in die Öffentlichkeit treten und sagen; ‚Entschuldigung, es tut mir leid‘, dann bedeutet das schon sehr viel.“

Die Mitglieder der Kommission haben keine richterlichen Vollmachten. Sie können niemanden verurteilen. Doch darum geht es ihnen auch nicht, meint Verdier. Es geht ihnen nicht um Schuldzuweisungen. Im Anschluss an die Anhörungen wird die Kommission einen Bericht veröffentlichen. Verdier spricht von einem historischen Dokument, das der Regierung von Liberia vorgelegt wird. Das Dokument enthält Empfehlungen für Strafverfolgung von Tätern, die sich massiver Menschenrechtsverletzungen schuldig gemacht haben, Empfehlungen für Amnestierung von Tätern und Entschädigung von Opfern. „Inwiefern das umgesetzt wird, liegt dann im Ermessen der Regierung.“

Verdier sieht die Zeugen kommen und gehen. Einen nach dem anderen, Stunde um Stunde, 10 Stunden am Tag, fünf Tage die Woche. Im Publikum harren Dorfälteste aus, sitzen einfach nur da, als ginge das Leben erst morgen weiter. Das geht so über Tage, über Wochen, Monate. Liberia spricht. Opfer und Täter, manche von ihnen sind beides zugleich. Es ist ein Schauspiel in unzähligen Akten. Männer in zerschlissenen übergroßen Anzügen, Männer im weißen Hemd. Frauen mit faltigen Händen und altersgrauem Haar. Oder Frauen, blutjung mit Kleinkindern auf dem Schoß, deren Väter sie nicht kennen, erzählen von Massenvergewaltigungen, von Flucht, vom Überleben im Busch. Oder: „Ich bin Evelyn, ich bin 28 Jahre alt“ „mein Name ist Joyce, ich wurde in Kanweaken geboren, ich erinnere mich nicht, wann ich geboren bin“ „Mein Name ist Linda, ich bin in Bacula geboren aber wir mussten fliehen, als die Soldaten kamen.“ Sie geben ein so zerbrechliches Bild. Es ist einem unangenehm, ihnen bei so viel Intimitäten ins Gesicht zu schauen. Evelyn sprach wie paralysiert stur an den Kommissionsmitgliedern vorbei. Redete, redete, redete, nannte Namen, Orte, Zeiten, Tote, Vermisste, deren Leichen man nie fand. Evelyn ignorierte jede Nachfrage nach ihrem Befinden. Saß steif und aufrecht in bunten Stoffen. Das Kopftuch fest ums Haar gezurrt. Das Publikum sah ein strenges Profil mit markanter Nase, hoher Stirn. Die Augen glasis. Aber ich kann mich auch irren. Viele Frauen sprechen Grebo. Sie werden ins Englische übersetzt, in eine Sprache, die ihnen fremd ist. Hinter den Zeugen, an einem kleinen Tisch, sitzen die Protokollanten, fünf an der Zahl, die unentwegt auf den Tasten ihrer Laptops klappern. Manchmal das einzige Geräusch im Saal. Sie notieren jedes Wort, jede Korrektur, notieren Namen von Vermissten, von Opfern, von Tätern, notieren Orte und Zeiten. Ein Dokument, das schon heute über 400 Seiten stark ist. „Damit die Welt erfährt, was in unserem Land geschehen ist“, sagt Jerome Verdier. „Damit das niemand, aber auch wirklich niemand mehr anzweifeln kann.“

11. „Ich bin genau da, wo ich sein sollte.“

Massa Washington steht im geblühten Morgenrock am Küchentisch des Down-Town-Hotels und rührt in ihrem Kaffee. Der dritte Tag der Anhörungen in Zwedru bricht an. In den vergangenen Tagen fand die Kommission kein großes Publikum. Man traf sich auf dem höchsten Punkt Zwedrus, einem kleinen staubigen Hügel, umsäumt von Maniokfeldern. Der Veranstaltungsort – ein zerschossener Saal, früher vielleicht ein Kino, mit Wänden aus Waschbeton, durch die Decke fällt stahlblau der Himmel, die Stuhlreihen, früher vielleicht aus rotem Velours, heute springen die Federn aus den Sitzen. Palmwedel und Bananenblätter an den Wänden vertuschen rührend den blätternden Putz. Eine schaukelnde Lichterkette aus nackten Glühbirnen spendete in den Abendstunden ein wenig Licht. Die Kommission und die Zeugen sprachen zu diesem Zeitpunkt schon eher zu sich selbst. Massa Washington wirkt entmutigt. Der Frage, ob sie manchmal an dem ganzen Prozess zweifle, begegnet sie mit einem wissenden Lächeln.

„Ich will diese Frage ganz offen beantworten. Manchmal frage ich mich, wenn ich nun kein Mitglied der Wahrheitskommission wäre, würde ich zur TRC kommen? Wofür würde ich plädieren, für die TRC oder einen Strafgerichtshof? Und ehrlich gesagt, habe ich mich dabei ertappt, wie ich genau zwischen beiden Argumenten stehe. Ich als Person, nicht als Kommissionsmitglied, wanke zwischen beiden Optionen hin und her. Doch dann schau ich genauer hin und realisiere, ich bin genau da, wo ich sein sollte: Mitglied in der Wahrheits- und Versöhnungskommission von Liberia.“

Eine Wanduhr tickt im Takt ihrer Worte. Massa Washington geht nunmehr auf und ab, durchmisst die kleine Küche von links nach rechts. „Die TRC hat so viele Vorzüge, besonders in so einer Transitionsphase, gerade in einem Land wie unserem, das gerade einen verheerenden Krieg hinter sich hat. Die gesamte Infrastruktur wurde zerstört. Die Strafjustiz ist praktisch nicht vorhanden, die Gerichte sind in katastrophalem Zustand. Wir haben keine Richter, wir haben keine Anwälte, wir haben ja nicht mal Rathäuser. Nehmen wir einmal an, die Täter würden verurteilt – wo sind die Strukturen, die den Prozess begleiten? Wo ist das Vertrauen in diese Strukturen? Schauen Sie sich doch die Vielzahl mutmaßlicher Täter an. Es ist, verzeihen Sie, aber das verdammt ganze Land. Wollen Sie das ganze Land vor Gericht stellen? Wie lange soll es dauern, bis nur einer der Fälle abgeschlossen ist? Und zu welchem Preis für ein Land mit so einem fragilen Frieden, wie wir ihn jetzt haben? Vergessen Sie nicht, die UN ist hier. Wenn die erst weg sind, sind wir bereit und stark genug für den Frieden?“

Die Journalistin Massa Washington ist das einzige Kommissionsmitglied, das aus dem Exil zur Wahrheits- und Versöhnungskommission berufen wurde. Alle anderen haben die Kriegsjahre im Land verbracht. Einen Querschnitt der liberianischen Bevölkerung sollte die Kommission darstellen, darauf hat man bei der Konstituierung geachtet. Mindestens 4 Frauen sollten unter ihnen sein. Eine Krankenschwester, zwei Universitätsabsolventinnen, ein Sheikh, ein Bischof, eine Anwältin, ein Elektroingenieur und noch ein Journalist – auch unter ihnen gibt es Verwerfungen, Unstimmigkeiten und wiederum Versöhnung, meint Washington. Eine innere und äußere Zerreißprobe seien diese Monate für sie.

„Wir sitzen da von morgens bis abends, hören all die Geschichten und es wird von uns erwartet, dass wir cool und emotionslos und all das sind. Dann schaust du dir diese Menschen genau an und denkst bei dir: ‚Oh mein Gott, ich bin gerade noch so mit dem Leben davon gekommen. Wer bin ich, dass man mich verschont hat?‘ Wir alle sehen jetzt schon älter aus, als wir eigentlich sind.“

Doch das mache ihr nichts aus, meint Washington etwas kokett, und streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Geschichte zeichne sich eben nicht nur ins Land, sondern auch in die Gesichter seiner Bewohner. Doch sie wolle jetzt nicht pathetisch klingen, dafür sei ihr die Sache zu ernst. Massa Washington, geübt im Umgang mit den Medien, weiß Akzente zu setzen, weiß an welchen Stellen Pausen besonders wirken. Sie ist diejenige, die zu Radio-Talkshows eingeladen wird. Jeden Freitag gibt's auf dem landesweit ausstrahlenden UN-Radio-Kanal „News from the TRC“. Sie ist diejenige, die Vorträge vor Schulklassen hält. Massa Washington überzeugt.

„Ja, ich denke, trotz unserer eigenen Schicksalsschläge und dem ganzen Ballast, den wir mit uns herumtragen, ist das ganze eine gute Idee. Die Menschen müssen über diese Dinge reden, sie müssen geheilt werden und in die Zukunft blicken. Und wir alle wissen, den Dialog beginnen, ist ein Weg der Heilung. Die Menschen müssen reden. Das ist alles noch in ihnen. Das müssen sie raus lassen. Erst dann können wir allmählich das Ganze gehen lassen und das Leben neu beginnen.“

Das wohl größte Vermächtnis der TRC sei die Wertschätzung der Opfer, meint Washington. Vor allem die Wertschätzung der im Land Gebliebenen. Viele Hilfsprogramme haben in den vergangenen drei Friedensjahren jeder erdenklichen Opfergruppe Aufmerksamkeit zukommen lassen. Flüchtlinge, Binnenflüchtlinge, Frauen, ehemalige Kindersoldaten, alle kamen sie in den Genuss von Hilfs- und Förderprogrammen, raunen einige. Doch was ist mit denen, die ausharrten während des gesamten Krieges? Die eine Rebellengruppe nach der anderen und später die Soldaten brandschatzen sahen? Menschen, die einfach nur da waren. Die werden in der ganzen Diskussion,

die gern klare Opfer- und Tätergruppen kennt, vergessen. So gibt's nunmehr eine kleine Wende in der Debatte, und man spricht vornehmlich von „war effected people“, kriegsbetroffenen Menschen.

„Was die TRC uneingeschränkt tut, sie wertschätzt die Opfer“, meint Massa Washington. „Das erste Mal haben sie eine Stimme. Sie schweigen nicht länger. Wo auch immer ihre Peiniger sein mögen. Das ist das schöne daran: den Opfern eine Stimme geben. Und das ist der Beginn des Heilungsprozesses.“

Heilen. Was Heilen eigentlich für einen Staat bedeuten könne, da kommen die einen ins Stocken, die anderen ins Schwärmen. Große Worte wie Versöhnung, Vergebung oder Wahrheit liegen auf den leichten Lippen der Tageszeitungen, hallen aus den Radiokanälen, führen die Diplomaten auf Staatsbesuchen im Munde. Große Worte, doch was sie konkret für die Sehnsucht nach Alltag und Vergessen bedeuten? Was sie für Martha, die Köchin aus Fishtown bedeuten, wenn sie in der glühenden Nachmittagsshitze Washington Moore, einem ihrer Peiniger, begegnet? Martha sagt: „Es ist gut, dass er weiß, dass ich weiß und das nunmehr alle im Land wissen, was er getan hat.“

12. Eine Brücke, gebrochen

Alle nennen sie nur Broken Bridge. Hier an den nördlichen Ausläufern Monrovia, hier wo der Atlantische Ozean in einem kräftigen Arm in die Stadt drängt, hier wo sich die Halbinsel genau um so viele Zentimeter in den Atlantik frisst, wie die Leute Kunststoffmüll, Kloake und Abfälle vor ihre Türen aus Wellblech schütten – hier auf dieser Brücke standen sich in den letzten Kriegstagen Charles Taylors Soldaten und Rebellen gegenüber. Ein magischer Ort, meint Winston, der Taxifahrer, so viel wie hier passiert sei. Ich solle mich beeilen, um noch vor Sonnenuntergang wieder zurück zu sein, der finsternen Gestalten wegen, sagt Winston beschwörend. Die Gegend sei eben nichts für Leute, die da nichts zu suchen hätten. Aber ich suche doch, sage ich zu Winston, der nur den Kopf schüttelt. Hier an diesem Ort, wo der Krieg in einem letzten Aufflammen noch mal grob wurde, wo selbst schmale Laternenpfähle von Gewehrsalven wie Siebe durchlöchert wurden, hier erzählt man sich, dass die Frauen den Krieg beendet hätten, weil sie den kämpfenden Männern auf der Brücke die Nahrung verweigerten. Und plötzlich, als die Kriegsherren unter dem Druck der Vereinten Nationen, der Afrikanischen Union und anderen Vermittlern im Juni 2003 einen Waffenstillstand schlossen, da schüttelten sich auch die Brücken-Kämpfer verhalten die Hände. Hier auf dieser Brücke. Drei Jahre nach den Ereignissen, irgendwann in den frühen Morgenstunden muss es gewesen sein, da sack-

te die Brücke einfach in sich zusammen. Zerbrach in zwei Teile, ohne Ankündigung und fast lautlos. Heute liegt sie wie ein schlafendes Tier mit dem Bauch im Atlantik. An ihren Enden ausgebrannte Autowracks, in ihrer Mitte ausgebrannte Kids, die offensichtlich viel zu schnell erwachsen wurden. Balanciert man die steile Betonrampe hinab, bis an den tiefsten Punkt, wo die beiden Brückenenden in einem spitzen Winkel aufeinander treffen, dann verschwinden alle Geräusche der Stadt, der Abendverkehr, der Muezzin. Es bleibt nur ein leises, gurgelndes Geräusch vom Atlantik, der sich durch den schmalen Spalt der Ruine schiebt. Man hockt in einem kleinen, stillen Winkel, spart die Stadt aus, hockt in einem Winkel der Geschichte. Joshua schaut ein wenig glasig und fragt, was ich hier suche. Ich sage, so jemanden wie ihn. Joshua lacht und nickt und schnippt die Zigarettenkippe weit von sich. Sein kleiner Bruder kniet in öl-verschmiertem Shirt am Brückenrand und klaubt mit Angelsehne und rostigem Haken fingerdünne Fischlein aus dem brackigen Brückenwasser. Joshua sagt, er sei 28. Er trägt weiße Leinwandhosen, dazu Slipper mit winzigen rosafarbenen Totenköpfen. Habe ihm seine Schwester gerade aus Togo mitgebracht. Seine Schwester ist im Handel tätig, da springe auch immer mal was für ihn bei raus. Joshua möchte lieber über die Liebe reden als über Wahrheit und Versöhnung. Irgendwann wird er eine Portugiesin heiraten, ist Joshua überzeugt. Warum denn eine Portugiesin? „Nur so eben.“ Die Portugiesen seien die besten Fußballspieler und die Frauen die schönsten der Welt. Genauer könne er das nicht beschreiben. Wir schauen eine Weile aufs Meer. „Jetzt, da sich Liberia langsam wieder aufrappelt von der Vergangenheit, da wird doch wieder alles möglich, nicht wahr?“ fragt Joshua. Also vielleicht sogar, dass er reise, bis nach Europa, bis nach Portugal. „Könnte doch sein!“ setzt Joshua nach. Auf die Frage, was er sich noch wünsche für die Zukunft, macht Joshua eine ausholende Handbewegung. Gern würde er in das Geschäft seiner Schwester einsteigen. „Import-Export eben.“ Bisher fehle ihm dafür noch das Startkapital, aber er arbeite daran. Ab und an helfe er in der Autowerkstatt seines Onkels aus und manchmal bekommt er nach mehrstündigem Warten von der Stadt einen Tagesjob. Dann entlädt er Frachtcontainer am Hafen oder kehrt in der Mittagshitze Monrovias Staubstraßen. Liberia hat eine Arbeitslosenquote von etwa 85%. Zwei Drittel von ihnen sind Jugendliche. Der Krieg löschte eine ganze Eltern-Generation und deren Wissen aus. Ob landwirtschaftliche Anbaumethoden, Fischerei, Bergbau oder traditionelles Wissen – der Krieg ließ keine Zeit und keinen Raum dafür. Er hinterließ eine ganze Generation an traumatisierten, nicht ausgebildeten Jugendlichen. Beobachter meinen, es würde Liberia noch mal 50 Jahre kosten, um da anzuknüpfen, wo das Land vor dem Krieg war. Joshua schlägt sich auf die Oberschenkel und sagt, so viel Zeit habe er nicht. Überhaupt müsse er jetzt los – „Geschäfte“ eben.

13. Blumen im Haar

Zorzor, Voinjama, Kolahun – mit 30 km pro Stunde kämpft sich der Landrover durch den Regenwald gen Norden. Von Monrovia bis hier her in den äußersten Norden Liberias dauert die Fahrt, ist der Jeep gut in Schuss, knappe 9 Stunden. Wenn, wie in diesem Jahr, der Klimawandel die Regenzeit zu einem unberechenbaren Unterfangen macht, und plötzlich hereinbrechende Regenfälle die Landstraßen in reißende Ströme verwandeln, kann die Fahrt einige Tage kosten. Doch Foya wartet. Foya, ein Dorf mit vielleicht 300 Seelen, kauert im Dreiländereck Liberia, Guinea und Sierra Leone. Keine 10 Minuten, und man ist drüben, meint Steven und sticht mit dem Finger irgendwo in dichtes Grün. Die Grenze verläuft durch den Busch. Foya hat Strom aus versprengten Generatoren, keine Tageszeitung, einen zerstörten Radiosender, einen rumpeligen Fußballplatz und ein Entertainment Center. Das Unterhaltungszentrum besteht aus fünf aneinandergelehnten Wellblechen inklusive Satellitenschüssel für den sauberen TV-Empfang. Auch gibt es in Foya Reis, viel Reis. Steven isst Reis am liebsten drei Mal täglich. Er kratzt mit der Gabel die letzten Körner auf seinem Teller zusammen und setzt nach, wenn er's sich denn leisten könnte. Steven ist gerade 30 geworden, trägt nagelneue Turnschuhe und zieht ein Bein nach. Ich hab ihn nicht gefragt, warum.

Foya hat schon viel gesehen, Kriegsverbrechen aller Art, Flüchtlinge aus dem Süden Liberias, Flüchtlinge aus dem Nachbarland Sierra Leone, Rückkehrer aus Guinea und wieder Flüchtlinge aus dem Süden Liberias. Soldaten, Rebellen, Flüchtlinge – alle zogen sie über Foya hinweg, über Foya, Lofa County, im Norden Liberias. In Nebensätzen erfährt man von vermissten Brüdern, verschleppten Vätern, bis heute nicht aufgetauchten Verwandten. Es gibt nicht vieles, dass Steven die Sprache verschlägt. Eigentlich spricht Steven ununterbrochen. Mit einem lustigen Knarzen bellt seine Stimme die Worte in die Welt. Steven lacht fast immer. Jetzt nicht.

„Ich habe mein Land verlassen im Juli 1993. Ich erinnere mich noch genau an diesen Juli. Es war der Monat, in dem mein Vater starb. In dem Moment, als wir Guinea erreichten, brach er zusammen und starb. Es regnete die ganze Zeit.“ Er steht kurz auf, sucht den Lautstärkenregler am Kassettenrekorder, dreht die Musik leiser. „Wir haben uns versteckt, nicht weit von hier am Ufer des Flusses. Drei Tage kauerten wir da im Busch, während sie in Foya gekämpft haben. Wir hörten die Gewehrsalven. Die Leute aus Guinea vom anderen Flussufer hatten zwar eine Fähre, aber nicht genug Platz für uns alle. Wir waren gefangen zwischen Leben und Tod. Am anderen Flussufer warst du sicher, hier auf der liberianischen Seite so gut wie tot. Wir organisierten ein Kanu, und in dem Moment, als das Kanu ablegte ka-

men die Rebellen. Ich sorgte dafür, dass meine Familie einstieg und konnte selbst gerade noch so hineinspringen. Einige Leute hinter uns wurden gefangen genommen und zurück nach Foya gebracht. Ich war der letzte, der es ins Kanu schaffte.“

Als Steven Foya verließ, war er 15. Die nächsten 13 Jahre sollte er in Guinea verbringen. Und plötzlich habe er sich entschlossen, zurück zu kommen. Es sei kein besonderer Tag gewesen, meint Steven, keine besondere Meldung in den Nachrichten. Es war früh am Morgen, der Himmel hing tief, er holte Holz, wie immer. Da wusste er es plötzlich, sagt Steven, „ich habe es in einem fremden Land geschafft, dann schaffe ich es auch in meinem eigenen, in Liberia“. Als er dann das erste Mal in Foya einfuhr, im November 2006, mit zwei karierten Plastiktaschen im Kofferraum eines alten Peugeot, da hatte er seine Heimatstadt einfach nicht erkannt. „Wir sind in Foya Steven, checkst Du's nicht?, fragten meine Freunde. Ich sagte ‚Oh, das soll Foya sein?‘ Ich lief eine Weile umher und begann Leute wieder zu erkennen. ‚Das ist Foya Steven, herzlich willkommen zu Hause‘ begrüßten sie mich. Ich fühlte mich total verloren.“

Er ging langsam auf das Haus seiner Eltern zu. Nicht viel mehr als ein paar Lehmziegel, überwuchert von Lianen, trotzten dem Busch. Früher, da hatten sie eine stattliche Hütte, gleich dahinter ein Feld mit Bananen, zehn Pflanzen vielleicht, gleich hinter dem Bananenfeld begann der Regenwald, unendlich. Bis heute, so Steven, hatte er noch nicht die Kraft, das alles wieder aufzubauen. „Zu schwach. Und zu beschäftigt.“

Steven trainiert die Junior-Fußballmannschaft von Foya. Fahrig geht er auf und ab am Spielfeldrand, ruft irgendwas von „mehr Raum im Mittelfeld“ und rauft sich die Haare. Seine Jungs von der Tambataylor Public School gegen die der Central High. „Kein wichtiges Spiel, aber trotzdem!“

Er nennt sie seine Jungs und Mädchen in rot-gelb. Der Trikots wegen. Steven erklärt ihnen, wie man Fußball spielt. Vor allem, wie man fair Fußball spielt. Er bildet sie zu Schiedsrichtern aus, zeigt ihnen, was richtig und falsch ist – auf dem Spielfeld und im Leben. Ohne die Jugend gehe hier gar nichts, meint Steven. „Eine hochexplosive Gemengelage. Die Menschen hier sind wie das Meer, still wie eine Pfütze, und plötzlich schlagen sie hohe Wellen.“

Vor dem Krieg sind es die Ältesten gewesen, welche alle Entscheidungen für die Gemeinschaft getroffen haben. Dann kam der Krieg, gab elf-, zwölf-, dreizehnjährigen Kindern Waffen in die Hand, und plötzlich waren sie es, die das Sagen hatten, Entscheidungen fällten, im Zweifelsfalle über Leben und Tod. „Dieses Misstrauen zwischen den Jungen und den Alten ist immer noch da“ sagt Steven, während seine Jungs in der rotblonden Abendsonne gegen ihre Niederlage anrennen. „Und diese Wahrheitskommission,

na ja, die Wunden wird die nicht heilen können. Vielleicht reißen sie sie gar wieder auf, und der ganze Konflikt beginnt von neuem.“ Vor einigen Monaten, da seien ein paar Leute aus der Hauptstadt nach Foya gekommen. „Die haben Zettel verteilt, auf denen stand ‚Ehre Deine Angehörigen. Komm zur Wahrheitskommission. Erzähle Deine Geschichte und erleichtere Dein Herz‘. Stumm haben die Leute von Foya die Zettel durch ihre Finger gleiten lassen und gezischt, ‚wie soll das gehen, meinen Nachbarn beschuldigen, der vielleicht noch mein Verwandter ist?!“

Steven ist unsicher. „Es ist schon mal viel wert, dass sie Charles Taylor vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag zur Rechenschaft ziehen. Ja.“ Es entsteht eine lange Pause. „Aber auch da geht es ja nur um die Verbrechen, die er in Sierra Leone zu verantworten hat. Und einen zweiten Prozess, allein für Liberia, wird es nicht geben. So ist die Wahrheits- und Versöhnungskommission das Maximale, was wir an Aufarbeitung kriegen können.“ Steven wiegt den Kopf hin und her und entscheidet sich schließlich, „na gut, ich würde meine Freunde dazu ermutigen, zur TRC zu gehen. Ich würde ihnen sagen, selbst wenn Ihr Angst habt, geht hin und erzählt!“ Und er selbst? Steven lehnt sich zurück und verschränkt die Arme vor der Brust. „Ich war ja nicht hier, was kann ich schon erzählen?“

Am nächsten Morgen feiert Foya den Frieden mit seinem ersten Peace Carnival. Mit Musikern, eigens angereist aus der Hauptstadt Monrovia, mit einem Marsch von etwa 200 Dorfbewohnern durch Foya City. Sie singen, tragen Blumen im Haar und rufen laut in Megafone „Peace is sweet. Peace is here. Welcome back to Liberia.“